

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 38 (1996)

Artikel: Im Banne von Leonardo

Autor: Knecht-Schwarz, Margreth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Banne von Leonardo

von Margreth Knecht-Schwarz

Redaktionelle Vorbemerkung

Die Kurzgeschichte «Leonardo» spielt zu Beginn des Zweiten Weltkriegs und geht auf eine wahre Begebenheit zurück. Die Autorin, bekannt durch ihre Veröffentlichungen und Lesungen in Walser Dialekt, schildert die unheimliche Stimmung, die der Auftritt eines Hypnotiseurs in den von einer ungewissen, bedrückenden Zukunft befangenen Menschen auszulösen wusste. Was ist in einer solchen Zeit «wahr»? Wahn oder Wirklichkeit? In der kleinen Theateraufführung des Leonardo wiederholte sich jenes missbräuchliche Spiel mit Menschen, das in den grossen Nachbarländern politische Dimensionen annahm.

P.M.

Am Tenntor prangte ein Anschlag, nicht gerade gross, aber doch nicht zu übersehen. Neben der Photographie eines dunkeln Mannes stand gross der Name «Leonardo» und weiter unten dann viel kleiner: «Ich lade alle Interessierten zu meiner Vorführung am Sonntag im Theatersaal der Psychiatrischen Klinik ein. Ich garantiere Ihnen beste Unterhaltung. Zwei Stunden lang, Zauberei und Suggestion. Beginn: 14 Uhr. Ich bitte um pünktliches Erscheinen.»

Die Ausstrahlung des Mannes auf dem Anschlag gefiel mir nicht. Er wirkte zu düster, sein Blick zu hart, beinahe böse. Ich überlegte mir gerade, ob ich hingehen solle, als sich meine ältere Schwester zu mir gesellte. Sie las den Anschlag und sagte ent-

schieden: «Da will ich am Sonntag hin! Kommst du mit?» Ich war unschlüssig: «Ich weiss nicht. Der Eintritt ist etwas hoch.» Die Leute des Dorfes lasen und sagten kaum etwas dazu. Nur einer meinte: «Suggestion, das brauchen wir nicht. Es gibt schon genug Suggerierte, die Sieg-Heil brüllen.»

Eines Abends beobachtete ich vom Zimmerfenster aus die alte Nählehrerin. Mit ihren kurzen Schrittchen war sie auf dem Weg zur Kirche in den Rosenkranz. Als sie am Tenntor vorbeikam, stand sie still und las. Lange studierte sie die Photographie Leonardos, dann bekreuzigte sie sich und setzte ihren Weg fort. Auch mir gefiel dieser Mensch nicht, und sein Anschlag wirkte durch eine raffinierte Bescheidenheit. Wenn an der gleichen Tenntür das Zirkusprogramm prangte, dann war das ganz anders. Die alte, graue Tür strahlte Farbe und Fröhlichkeit aus. Sie schien wie verwandelt. Die Leute standen vor dem grossen Plakat und lachten und freuten sich auf eine Fahrt in die Stadt, zur Tierschau oder vielleicht sogar zur Vorstellung.

Am Sonntag nach dem Mittagessen machten wir uns auf den Weg. Da meine Schwester keine andere Begleitung hatte, musste ich wohl oder übel mit. Im Unterdorf gesellte sich Walter, ein junger Bursche, zu uns. Er sprach nicht viel, sagte uns aber, dieser Mann hole sich seine Mitspieler aus dem Publikum, man könne sich melden. Ich fragte ihn, ob er sich melden würde. «Nein!»

«Warum denn nicht?» «Zu viel geraucht», war die lakonische Antwort. Mir schien, er wisse etwas, sage es aber nicht.

An der Kasse sass eine ältere, stark geschminkte Frau. Der Saal war beinahe ausverkauft. In der hintersten Reihe, direkt bei der Tür, hatte jemand für Walter einen Stuhl reserviert. Durch den breiten Mittelgang begaben wir uns langsam nach vorn. Mir fiel auf, dass die Stühle in der hinteren Saalhälfte durchwegs von Männern besetzt waren. Meine Schwester hatte es auch bemerkt. Sie spöttelte leise: «Weit vom Geschütz gibt alte Krieger!» In der drittverdorsten Reihe winkte uns ein Mann zu. Es war ein Bekannter aus unserem Nachbardorf Paspels. Neben ihm waren noch zwei Stühle frei. Darauf nahmen wir Platz. Die Bühne stand offen und wirkte kahl, kein Vorhang, grosse Kulissen bildeten ein Halbrund, das war alles.

Pünktlich, wie angekündigt, wurde hinten die Saaltüre geschlossen und vorne erschien Leonardo, gross, dünn, schwarz. Er verneigte sich, sah aus wie ein Stab und verneigte sich wieder. Im Saal blieb alles still. Er führte ein paar Zaubertricks vor, nichts Spektakuläres, liess Tüchlein verschwinden und als Blumen wieder auftauchen. Alles mehr oder weniger bekannte, schon gesehene Sachen. Von schwachem Applaus begleitet gaukelte er uns etwas vor.

Plötzlich hielt er damit inne, verneigte sich und bat um stärkeren Applaus. Er brauchte den, sonst könne er nachher nicht arbeiten. Der Applaus sei für den Künstler wie das Brot für den Hungernden. Wir klatschten Beifall, stark, immer stärker. Jetzt schien er zufrieden, denn er lächelte. Dann sprach er kurz über Hypnose und Suggestion. Hypnose sei verboten. Suggestion aber erlaubt. Er bat um Freiwillige, die zu ihm auf die Bühne kommen möchten. Kein Mensch regte sich, nichts, nur Stille. Langsam schritt der Meister die Rampe entlang und kam über die seitliche Treppe in den Saal herab. Im Mittelgang blieb er stehen und blickte in die

Runde. «Wer meldet sich?» fragte er leise.

Da stand meine Schwester auf und stellte sich neben ihn. Ich folgte ihr. Jetzt war der Bann gebrochen, denn sechs junge Burschen standen ebenfalls auf und gesellten sich zu uns. Doch das genügte ihm scheinbar noch nicht. Leonardo lief mit langen Schritten eine Reihe entlang, zu einer schönen, jungen Frau. Er lud sie freundlich zum Mitspielen ein; sie aber wollte nicht und schüttelte mehrmals den Kopf. Der Meister aber war ganz erpicht, sie mit auf die Bühne zu nehmen. Erst als der Ehemann der jungen Frau ein Machtwort sprach, liess er von seinem Vorhaben ab. Zwei Mädchen, die er auch noch fragte, sagten zu, und wir folgten ihm über die kleine Treppe hinauf auf die Bühne. Da standen wir und warteten. Ich blickte in den Saal hinab. In der ersten Reihe sassan lauter ältere Herren und unter diesen auch der schwarzgekleidete Studienrat aus dem Kloster. Ich fragte mich, was den Geistlichen wohl bewogen haben könnte, in diese Vorstellung zu kommen.

Leonardo begann mit der Suggestion. Einer nach dem andern musste ihm die Hand reichen und den Mund öffnen. Der Meister sah den Menschen vor sich durchdringend an und sagte: «Sie können Ihre Hand nicht mehr lösen. Sie können Ihren Mund nicht mehr schliessen.» Und tatsächlich, der stand da, steif wie ein Stock, den Arm starr nach vorne gestreckt und den Mund weit offen. Erst wenn der Chef es wollte, löste sich der Bann.

Jetzt machte er eine Pause. Er lief langsam auf der Bühne hin und her und schien sich zu sammeln. Plötzlich rief er dem bereits getesteten Häuflein zu: «Mäuse, seht doch, lauter weisse Mäuse!»

Die jungen Leute kreischten und schrien vor Furcht. Sie rannten über die Bühne und beinahe über die Kulissen hinauf. Die Wände wackelten, dann war wieder Ruhe. Sie wurden hinter die Kulissen geschickt. Leonardo verneigte sich, er heischte Applaus, viel Applaus, des Künstlers Brot, und er bekam ihn, minutenlang; dann setzte er seine Arbeit

fort. Leider geriet er nacheinander an zwei Burschen, die ihre Hände mühelos lösten und auch die Münden ruhig wieder schlossen. Anscheinend ärgerte dies den Meister so sehr, dass er sie mit einer wegwerfenden Handbewegung von der Bühne scheuchte. «Erdäpfel, Erdäpfel!» rief er ihnen abschätzigen nach.

In diesem Augenblick erhob sich hinten im Saal ein schlanker, junger Mann. Er eilte den Mittelgang herab und war in zwei, drei sportlichen Sprüngen auf der Bühne. Er wollte auch mitmachen, vielleicht dachte er, der erwischte auch mich nicht. Leonardo sah ihn durchdringend an, liess ihn die Hand in die seine legen und den Mund öffnen. «Sie können ihre Hand nicht mehr lösen und den Mund nicht mehr schliessen.» Der junge Mann versuchte es verzweifelt. Er konnte es nicht, er konnte es einfach nicht. Jetzt gab der Meister ihm die Hand frei, doch der Mund blieb offen. Mit der linken Hand hielt sich der Junge den Schädel und mit der rechten versuchte er, seinen Unterkiefer nach oben zu drücken. Wie besessen schlug er sich mit der Innenseite der Hand auf den Unterkiefer, doch sein Mund blieb sperrangelweit offen. Der Bann wurde von ihm genommen. Verdutzt stand der Junge da und blickte unsicher um sich. Da rief der Meister: «Eine Maus, dort die weisse Maus!» Mit einem weiten Satz war das blonde Bürschlein mitten auf der Bühne, hob sein rechtes Bein und stampfte mit einem wütenden Knall auf den Boden. Mit dem Absatz hatte er eine nur für ihn sichtbare Maus getötet. Die im Saal unten brüllten vor Lachen, ich aber fror.

Leonardo verneigte sich und dankte für den Applaus. Jetzt kam er zu mir, er hatte mich also nicht vergessen. Ich musste die Innenfläche meiner rechten Hand an die seine legen und den Mund öffnen. Er sah mich mit seinen schwarzen Augen durchdringend an und sagte: «Sie können Ihre Hand nicht mehr lösen. Sie können Ihren Mund nicht mehr schliessen.» Ich dachte,

gerade schön sieht der nicht aus, zog meine Hand zurück und schloss den Mund. Das gefiel dem Meister gar nicht. Er schrie beinahe, als er sagte: «Sie müssen wollen!» Ich sagte ihm, ich würde wollen, denn meine Schwester sei da hinten in den Kulissen. Er versuchte es noch einmal mit mir. «Sie können Ihre Hand nicht mehr lösen. Sie können Ihren Mund nicht mehr schliessen.» Ich dachte, meinen Mund schliesse ich, wenn ich es will, und diese weisse Hand gefällt mir gar nicht. «Diesmal ging es aber etwas schwerer», sagte er und sah mich beschwörend an: «Ja, ja, sicher», sagte ich lachend. «Erdapfel!» schrie er mir ins Gesicht und jagte mich von der Bühne.

Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Mann aus dem Nachbardorf und wartete gespannt auf das, was nun kommen sollte. Mit einem Stuhl in der Hand kamen sie alle wieder aus den Kulissen. Sie setzten sich auf ihre Stühle und sahen den Meister an. Dieser sagte: «Es geht Ihnen gut. Sie fühlen sich wohl. Ein Lächeln.» Sie entspannten sich, atmeten tief und lächelten glücklich und blöd.

Plötzlich rief ihr Meister: «Mobilmachung, was hockt ihr da? Hört die Glocken!» Ein Mädchen schrie: «Wer läutet die Glocken? Dafür bin ich zuständig!» und eilte hinter die Kulissen. Es entstand eine grosse Aufregung und ein verrücktes Durcheinander. Ein junger Mann schulterte Tornister und Gewehr und verabschiedete sich liebevoll von Frau und Kind. Ein anderer fluchte lästerlich, er suchte seinen Karabiner und konnte ihn nicht finden. Ein Mädchen rief: «Diesmal hamstere ich auch!»

Zuletzt stand nur noch der junge Kaminfeuer auf der Bühne. Resigniert und traurig sagte er: «Ich gehe schon, aber zuerst will ich in den Stall und meiken.» Mitten auf der Bühne öffnete er eine Stalltür, schob den Riegel zurück und drückte die nur für ihn sichtbare Tür auf. Wir brüllten vor Lachen. Er aber krempelte seine Sonntagshose sorgfältig bis über die Knie hoch, kauerte nieder

und begann zu melken. Wie er sich in dieser Stellung ohne Melkstuhl solange halten konnte, begriff ich nicht.

Leonardo stand im Hintergrund und liess ihn melken. Dann holte er die andern auf die Bühne zurück. Sie mussten ihre Stühle in der Mitte der Bühne aufstellen. Er sah sie an und lud sie zu einer Flugreise ein. Sie setzten sich und starteten. Durch ein Lichtfenster im Boden des Flugzeuges sahen sie auf die Erde hinab. Sie flogen über die Alpen und das Mittelmeer. Sie riefen ah und oh, sie rückten näher zusammen, stiessen sich gegenseitig an und riefen: «Mach Platz, lass mich auch sehen, rück weg!» Begleitet vom Saalgelächter liess Leonardo sie fliegen. Plötzlich sagte er: «Da unten liegt Abessinien. Seht ihr dort den Negus?» Der kleine Kaminfeger rief: «Jesses, Gott, dieses Männlein, das soll der Negus sein?» Alle sahen hinab, lachten und riefen: «Das gibt es doch nicht!» Dann landeten sie in Afrika, stiegen aus und begannen zu schwitzen. Mit ihren Taschentüchern fächelten sie sich Kühlung zu, begannen die Pullover auszuziehen und krempelten die Ärmel zurück. Ein Mädchen zog ihre Bluse aus. Wir im Saal lachten und lachten, in jeder Art und Schattierung von Lachen, vom brüllenden Gelächter über wieherndes Gekicher bis zum stillen Schmunzeln war alles vorhanden. Wir kannten ja die Akteure.

Leonardo liess sie wieder einsteigen. Sie flogen zurück nach Norden, sahen über Bern kreisend das Bundeshaus und flogen Richtung Genf. «Meine Lieben, seht ihr da unten den Völkerbundspalast?» Alle sahen staunend hinab, nur meine Schwester drehte sich mit einer wegwerfenden Handbewegung um und rief demonstrativ: «Da schaue ich gar nicht hinab, der Völkerbund hat sowieso nichts genützt!»

Sie flogen über Grossdeutschland. Der Meister sagte: «Da unten liegt Berlin.» Eigenartigerweise schwiegen alle, niemand sprach ein Wort. Hatten sie Angst? Stumm blickten sie durch das Fenster im Boden. Sie sassen ganz ruhig, stiessen sich nicht an, wollten

auch nicht hinabsehen, und auch Leonardo schwieg.

«Jetzt fliegen wir zum Nordpol», sagte er plötzlich. Sie landeten am Nordpol, blieben aber in der Maschine sitzen. «Da draussen tobt ein Schneesturm, es ist kalt, sehr kalt», sagte der Meister. Daraufhin begannen sie zu schlottern und mit den Zähnen zu klappern, sie versuchten, einander die Kleider wegzunehmen, sie froren sehr. Da führte sie der Meister wieder zurück nach Hause. Etwas benommen sassen sie auf ihren Stühlen. Leonardo sprach seinen Satz: «Euch geht es gut, ihr seid entspannt und froh, ein Lächeln.» Und wieder atmeten sie tief, lächelten selig. Wir unten lachten, und sie oben wussten nicht, warum wir lachten. Der Meister verneigte sich nach allen Seiten und dankte uns für den Applaus. Der Künstler bekam sein Brot. Jetzt stellten die jungen Leute ihre Stühle auf die linke Bühnenseite. Dort sassen sie neben einer grünen Baumkulisse und warteten. Leonardo schritt hinten auf der Bühne hin und her; dann stellte er sich vor einem Jungen auf, sah ihn an und sagte: «Ach, ja, Sie wurden doch gestern abend zum Gemeindepräsidenten von Cazis gewählt. Was gedenken Sie zu tun?»

Zuerst glotzte der Junge ganz verdutzt, dann sprang er auf, lief in die Mitte der Bühne und begann eine Rede. In der Hand hielt er ein kleines Stöcklein. Woher das kam, hatte ich nicht gesehen. Er schwatzte wie wild drauflos. «Alles umpflügen, früh am Morgen beginnen.» Dann lief er vorne an der Rampe hin und her, sah die unten Sitzenden und rief: «Überall Erdäpfel pflanzen, den ganzen Tag arbeiten!» Er machte eine Pause und brüllte: «Von Morgen an gibt es nur noch die Hälfte auf den Lebensmittelkarten. Wir wollen euch schon schlauchen!»

Der Mann neben mir, der den Jungen gut kannte, lachte lauthals. Er packte mich am Arm, grub seine Finger in mein Fleisch und sagte immer wieder: «Du, du, hast du das gehört?» Er bekam einen Lachkrampf. Es schüttelte ihn, und ich dachte, willsgott wird

der da oben nie Gemeindepräsident. Der Meister wies ihn wieder in seine Ecke. Dort sass er auf seinem Stuhl und wusste nicht, warum die Leute im Saal unten vor Lachen brüllten.

Leonardo verneigte sich und dankte für den Applaus. Dann fragte er meine Schwester, warum sie denn nicht tanze, sie solle doch tanzen. Sie stand auf, machte ein verklärtes Gesicht und sagte:

«Das ist ja ein Wienerwalzer», und sie begann zu tanzen. Der Mann neben mir kauerte in seinem Lachkrampf am Boden und sagte immer wieder: «Deine Schwester, schau doch deine Schwester, und schau wie sie tanzt.» Er fasste mich wieder am Arm und zog mich beinahe vom Stuhl.

Jetzt schickte der Meister noch ein Mädchen auf die Tanzfläche. Während meine Schwester sich im Hintergrund zu den Klängen eines Wienerwalzers wiegte, tanzte die andere vorne eine Tarantella. Sie legte einen unheimlichen Wirbel hin, es war kaum zu glauben.

Die Mädchen durften sich entspannen und lächeln. Dafür wurden jetzt zwei Burschen verwandelt. Der eine wähnte ein Taschen-dieb zu sein und schlich im Saal einer Wand entlang. Sehr geschickt war er nicht gerade. Er kam nur mit zwei Hüten aus der Gardero-be auf die Bühne zurück. Der andere glaubte ein Verkäufer zu sein. Wie ein Wind kam er von der Bühne herab, eilte durch die Zuschauerreihen und rief: «Heisse Maroni, Maroni ganz heiss, wer kauft heissi Maroni?» Was mich erstaunte, war seine Beweglichkeit und sein Tempo. Es war der Junge, der am Anfang diese imaginäre Maus zerquetscht hatte.

Auch die beiden Burschen durften sich wieder setzen und entspannen. Der Meister schritt im Hintergrund der Bühne auf und ab. Er hatte ein Stöcklein in der Hand und bereitete sich vor. Irgend etwas musste noch kommen. Er trat an die Rampe und sah zu uns in den Saal herab. In der vordersten Reihe sass ein älterer Mann und rauchte

zufrieden seinen Stumpen. Dies schien dem Meister nicht zu gefallen. Er rief dem Mädchen, das den Wirbel getanzt hatte, es kam sofort. Böse sah er das Mädchen an und sagte: «Sie sind hier Lehrerin, und ich bin der Schulinspektor; aber was sehe ich, eine lachende Klasse und der Hansli in der ersten Bank raucht!»

Erschrocken sah das Mädchen zu uns herab, sah den rauchenden Mann, nahm dem Meister den kleinen Stock aus der Hand, rannte über die Bühne, kam herab und riss dem Mann den Stumpen aus dem Mund, warf ihn auf den Boden und zertrat ihn, dann schlug sie dem erschrockenen Mann zwei-, dreimal auf den Kopf und rief: «Schäme dich nur, so anzugeben und dabei ist deine Mutter nur eine Waschfrau!» Der Mann rieb sich den Kopf, und die Leute im Saal brüllten vor Lachen. Das Mädchen eilte zurück auf die Bühne, gab dem Inspektor den Stock und sah wütend zu uns herab. Mir war bei dieser Aktion das Lachen im Halse steckengeblieben.

Das war das Ende der Vorstellung. Beim Ausgang konnte man die Photographie des Meisters kaufen, aber kaum jemand erstand eine. Ich begab mich hinter das Haus und wartete dort beim Bühnenausgang auf meine Schwester. Sie kam und mit ihr die anderen. Ein geschlagenes Grüpplein schlich sich mit der Foto des Meisters in der Hand davon, nichts von Entspannung, kein Lächeln. «Wie war's?» fragte ich. Ich bekam keine Antwort.

Ein Junge begleitete uns bis zum Ausgang des Parks. Er sagte mir, er sei nicht dauernd von der Suggestion erfasst gewesen, vorne auf der Bühne hätten sie alle gelächelt, hinter den Kulissen aber sei es kalt gewesen. Eine schweigende Frau hätte sie betreut, betreut mit Nichts. Vorne bekam der Meister den Applaus, das Brot des Künstlers, hinten gab es für die Akteure das Nichts.

Jetzt waren meine Schwester und ich allein unterwegs. Nach einer Weile sagte sie: «Das ist gemeine Ausbeutung, wir bezahlten den hohen Eintritt für nichts!» «Du hast ja

das Bild gratis erhalten», versuchte ich sie zu trösten. «Ja, den Wisch habe ich und unheimliche Kopfschmerzen dazu.» Mitten auf der Rheinbrücke blieb sie stehen, ein frischer Wind wehte ihr die Haare ins Gesicht, mit einer müden Handbewegung strich sie sich über die Stirn, und schweigend gingen wir nach Hause.

Am Abend kam dann noch der Oberlehrer zu Besuch. Er war neugierig und wollte von der Schwester wissen, wie das überhaupt gewesen sei, was sie nachher empfunden habe, denn er sei auch in der Vorführung gewesen. «Vorführung ist gut,» meinte sie sarkastisch. Sie antwortete ihm nur widerwillig auf seine Fragen. Etwas gequält sagte sie: «Ich hatte hernach heftige Kopfschmerzen, übrigens habe ich die immer noch.»

Daraufhin fragt er nicht weiter. Der Lehrer setzte sich zu unserem Vater an den Tisch. Die Mutter holte Gläser und schenkte Wein ein, als sie die Tischlampe einschaltete, nahm ich die schwarzen Verdunklungsvorhänge und heftete sie vor die Scheiben.

Die am Tisch sprachen über Massensuggestion, über Hitler und den Krieg. Der Lehrer sagte, die momentane Lage sei sehr kritisch und er musste es ja wissen, denn er war Offizier. Die Mutter fragte ihn, ob er jetzt eine Vertretung gefunden habe. Ja, die Silvia würde für ihn unterrichten, wenn er einrücken müsse. «Was, eine Frau?» fragte der Vater erstaunt, und nach einer Weile meinte er: «Ja, warum auch nicht?» Ich hörte ihnen zu und dachte, wenn die Deutschen kommen, dann schleiche ich nachts über die italienische Grenze zu den Partisanen.